Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 278. **Sonnabend** den 4. Juni 1898. **92. Jahrgang.**

Der spanisch-amerikanische Krieg.

—ρ. Ein neuer Erfolg der Spanier! Die Nachrichten haben Recht behalten, welche von einem neuen Angriff Schley's auf Santiago de Cuba berichteten. Zwar hat derselbe nicht, wie es erst hieß, bereits am Donnerstag, sondern erst gestern stattgefunden. Er ist den Amerikanern noch schlechter bekommen als der Vorstoß vom Dienstag. Uns wird darüber berichtet:

*** New York, 4. Juni. (Telegramm.) Nach einer über Haiti eingetroffenen Meldung bombardirte die amerikanische Flotte gestern Santiago de Cuba von 3—4½ Uhr früh. Der Hilfskreuzer „Merrimac" versuchte den Hafeneingang zu forciren. Die Spanier ließen den „Merrimac" über die erste Torpedolinie hinausfahren und schossen den Torpedo erst ab, als der „Merrimac" 500 Fuß weit in den inneren Hafen hineingelangt war. Der Torpedo zerriß das Vordertheil des Kreuzers, welcher sofort sank; nur Schornstein und Mastspitzen ragen über die Wasserfläche hervor. Santiago ist begeistert.**

Die Nachricht ist zu detaillirt, als daß sie erfunden sein könnte und ohnehin ist sie amerikanischer Provenienz, also eher noch zu Gunsten Schley's und seiner Taktik abgeschwächt. Ob die amerikanische Flotte nach dem Verlust des „Merrimac" ihren Forcirungsversuch fortgesetzt hat, wird nicht berichtet, wahrscheinlich ist es nicht. Mag auch der thatsächliche Erfolg der Spanier kein nennenswerther und der Verlust der Amerikaner kein besonders großer sein, so hat doch ihr in der letzten Zeit ins Wanken gekommenes Prestige dadurch, daß sie sich zweimal bei Santiago blutige Köpfe geholt, einen bedenklichen Stoß erhalten.

Man hätte es überhaupt nicht für denkbar halten sollen, daß Schley oder Sampson — wahrscheinlich commandirt der Erstere noch vor Santiago — nach dem Mißerfolg am Dienstag sich schon am Freitag noch einmal vorwagen würde, denn er fand dort kein Manila. So wird uns folgendes gemeldet:

* **London**, 3. Juni. Der Correspondent des „Reuter'schen Bureaus" an Bord des Admiralschiffes „Brooklyn" bei Santiago telegraphirte, das Ergebniß des „Aufklärungsgefechtes" am Dienstag sei gewesen, daß Santiago geschickt und stark befestigt sei, daß großkalibrige Geschütze, augenscheinlich englische oder französische, in den Forts aufgestellt seien und daß man rauchloses Pulver anwende. Ein sehr starkes Bombardement werde nöthig sein, um die Batterien zu zerstören und die spanische Flotte zu vertreiben.

Nach dieser Meldung mußte man schließen, daß, wenn überhaupt der Angriff auf Santiago wiederholt werden sollte, dies mit bedeutend verstärkten Kräften geschehen würde. Bis gestern aber konnte aus Key West Reserve kaum eingetroffen sein. Dann wurde berichtet, Schley wolle, ehe er das Bombardement erneuerte, den Dynamitkreuzer „Gesuvius" nach Santiago schicken, wo das Schiff die Minen im Hafeneingang zerstören sollte, und außerdem war in Madrid ein Telegramm Cervera's vom 3. Juni eingetroffen, in welchem keine Andeutung in Bezug auf neue kriegerische Vorgänge enthalten war. So kommt die Nachricht von dem zweiten Versuch Schley's, in den Hafen von Santiago einzudringen, eigentlich überraschend.

Von Washington wird fortgesetzt verbreitet, Commodore Schley habe nach einem dort eingelangten Briefe mit dem Bombardement Santiagos am Dienstag keinen anderen Zweck verfolgt, als die Stellung der spanischen Batterien genau zu bestimmen; das Ergebniß sei ein völlig zufriedenstellendes gewesen, kein amerikanisches Schiff sei getroffen und kein Mann sei verletzt worden. Besondere Glaubwürdigkeit messen wir dieser Darstellung nicht bei. Es hat sich offenbar beidemal um die Absicht gehandelt, in den Hafen von Santiago einzudringen.

Das von Cervera nach Madrid gesandte Telegramm, in welchem er der Regierung für die ihm gesandten Glückwünsche seinen Dank ausspricht, kommt aus Santiago. Cervera muß also noch dort sein, und auch Schley berichtet nach Washington, es sei kein Grund vorhanden, an der Anwesenheit Cervera's und seines Geschwaders zu zweifeln. Trotzdem erhält sich auch in Madrid das Gerücht, der Admiral sei gar nicht in Santiago, sondern auf dem Wege nach den Philippinen, während ein anderer Flottenführer mit völlig werthlosen Schiffen nach Santiago gegangen sei, um die amerikanische Flotte dort festzuhalten. Man darf die abenteuerliche Combination, als ein Product der Unsicherheit des gesammten Nachrichtendienstes vom Kriegsschauplatze und der dadurch hervorgerufenen Verwirrung, wohl auf sich beruhen lassen. Auffallen muß immerhin, daß Cervera in seinem vom 3. Juni nach Madrid geschickten Telegramm nichts von dem Untergange des „Merrimac" erwähnt. Ist er in Santiago, so hatte er ohne allen Zweifel Kenntniß von dem Ereigniß.

Am 16. Juni wird ein zweiter amerikanischer Truppentransport von San Francisco aus nach den Philippinen abgehen; ob spanischerseits das neugebildete Geschwader, welches gestern Cadiz verlassen haben soll, dorthin oder nach Cuba fährt, ist völlig ungewiß, doch ist nach einer Mittheilung des spanischen Kriegsministers in der Deputirtenkammer sicher, daß eine Expedition nach den Philippinen vorbereitet wird. Die Debatte über Reformen für die Philippinen ist in der Deputirtenkammer auf unbestimmte Zeit vertagt worden. Man scheint sich also in diesen Kreisen nicht allzu großer Besorgniß wegen der dortigen Insurgenten hinzugeben, von denen man weiß, daß sie den Amerikanern nichts weniger als freundschaftlich gesinnt sind.

Die Berliner Contore der deutschen Handelshäuser auf den Philippinen waren seit dem Eintreffen des amerikanischen Geschwaders vor Manila ganz ohne Verbindung mit ihren dortigen Geschäften. In diesen Tagen sind zum ersten Mal wieder Meldungen von dort über Hongkong eingetroffen. Aus ihnen bekommt man ein ganz anderes Bild von den Zuständen auf Luzon, als nach den Mittheilungen aus amerikanischer Quelle. An erster Stelle wird berichtet, daß in Manila von einem Aufstande überhaupt nichts zu bemerken sei und Lebensmittel aus dem Innern reichlich zufließen. Die Amerikaner könnten daher mit ihrem Geschwader Jahre lang dort bleiben, die Bevölkerung von Manila werde es kaum empfinden. Die Eingeborenen leben fast nur von Reis und die spanischen Soldaten erhalten auch nicht viel mehr, nur die dortigen Fremden beanspruchen vielerlei andere Nahrungsmittel, deren Zufuhr jetzt ganz abgeschnitten ist. Ueberhaupt ist Handel und Industrie vollkommen lahm gelegt. Das Gesammtergebniß ist, daß die Blockade für die Spanier gar nichts bedeutet, aber die Fremden im höchsten Grade schädigt. Die dort ansässigen Europäer weisen darauf hin, daß es jetzt angebracht wäre, wenn die betreffenden Mächte zum Schutze ihrer Angehörigen und deren Interessen einschritten. Nach amerikanischen Meldungen sind von San Francisco 2500 Mann nach den Philippinen abgegangen; in Manila ist man der Ueberzeugung, daß es diesen Leuten in jeder Hinsicht schlecht gehen wird.

Zur Abwechselung taucht wieder das Gerücht auf, die Friedenstaube schwebe bereits über den Kämpfenden. Aus diesem Gerüchte auf eine Ermattung Spaniens schließen zu wollen, wäre verfrüht. In der gestrigen Sitzung der Madrider Deputirtenkammer antwortete, wie uns berichtet wird, der Colonialminister, er glaube, die von einem Blatte dem spanischen Botschafter in London zugeschriebene Erklärung, dieser hoffe, daß der Friede nahe bevorstehe, sei unrichtig. Der Minister fügte hinzu, die Regierung sei entschlossen, vollständige Reserve zu beobachten. Nach einer andern Version soll der Colonialminister erklärt haben, er würde einen ehrenvollen Frieden nicht zurückweisen, aber Spanien werde einen solchen nur auf der Grundlage des status quo acceptiren. Nach den Mißerfolgen der Amerikaner bei Santiago wird die Stimmung in Madrid keine friedliche werden.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 4. Juni.

Der in Berlin tagende neunte **evangelisch-sociale Congreß** hat sich nach einem Referat des Herrn Prof. Dr. Stieda aus Leipzig dafür ausgesprochen, daß die Gewerkvereine gesetzlich anerkannt werden. Herr Professor Stieda gelangte zu seiner Forderung durch die Feststellung, die Arbeiterausschüsse hätten gar keine Fortschritte gemacht, bei den Unternehmern bestehe Abneigung, bei den Arbeitern Gleichgültigkeit gegen sie; die Bemühungen der Gewerbe-Aufsichtsbeamten, Neugründungen von Arbeiterausschüssen zu veranlassen, seien erfolglos, es sei merkwürdig, wie mißtrauisch die Arbeiter trotz aller Gegenerklärungen den Ausschüssen gegenüberständen; sie sähen sie manchmal beinahe wie eine Falle an. — Der Hauptgrund, der unseres Erachtens in sehr vielen Fällen die Haltung der Arbeiter gegenüber den Ausschüssen bestimmt, ist zugleich der Hauptgrund gegen die gesetzliche Anerkennung der Berufsvereine: wir meinen die Bevormundung der Arbeiter durch die Socialdemokratie. Hielte die socialdemokratische Partei nicht so eifrig darauf, daß ihre Organisationen, ihre Leute bei jeder Gelegenheit zwischen die Unternehmer und die von ihnen beschäftigten Arbeiter treten, so würden auch wohl die Arbeiterausschüsse bessere Fortschritte gemacht haben. Doch als ein Organ, das zur friedlichen Auseinandersetzung mit dem Unternehmer geeignet und berufen ist, besitzen die Arbeiterausschüsse nicht die Sympathien der socialdemokratischen Partei, die unter dem Banner des Classenkampfes ficht. Werkzeuge in diesem Kampfe sind für die Socialdemokratie aber die Gewerkvereine; und deshalb ist die Abneigung der Regierung, Organisationen, die in ihren politischen Zielen und in ihrer obersten Leitung der Staatsgewalt den Krieg erklärt haben, auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts Zugeständnisse zu machen, durchaus begreiflich. Professor Stieda findet zwar, die Furcht, daß die rechtlich anerkannten Gewerkvereine erst recht zu Werkzeugen der Socialdemokratie werden könnten, sei „eigentlich hinfällig", und begründet diese Ansicht folgendermaßen:

„Der Zweck der Arbeitervereine würde doch die gemeinsame Regelung der Arbeitsbeziehungen sein. Gelingt dies in befriedigender Weise, so ist dem Arbeiter viel Verbitterung erspart, die ihn in die Hände der Socialdemokratie treibt. Denn der Arbeitsvertrag ist einmal heute kein freier Vertrag. Der Arbeiter ohne Arbeit ist viel zu sehr gereizt, ohne lange Prüfung jede drückende Bedingung einzugehen, wird dann aber durch diese außerordentlich verbittert."

Dieser Ausführung ist entgegenzuhalten, daß geradezu die Kerntruppen der Socialdemokratie Gewerkvereine bilden, die zu einer sie in die Hände der Socialdemokratie treibenden Verbitterung den allergeringsten Anlaß haben. Wir denken dabei z. B. an die Berliner Maurer und an die Berliner Brauereiarbeiter, bei denen von einer Verbitterung im Sinne der Ausführung Stieda's doch wahrlich nicht die Rede sein kann. Mit wem aber haben im Jahre 1895 die Vertreter der Berliner „Ringbrauereien", als die Brauerei-Arbeiter den Kampf gegen sie begonnen hatten, verhandelt und Frieden geschlossen? Mit Herrn Singer! Und war es in Hamburg beim Hafenarbeiterstreik anders? Darum bleibt es dabei: die gesetzliche Anerkennung der Berufsvereine würde das Rüstzeug der socialdemokratischen Partei erheblich verbessern. Soll der Staat hierzu die Hand bieten? Die Frage stellen heißt sie verneinen.

Das Studium der von uns in einer Fußnote zu dem Leitartikel des gestrigen Morgenblattes („Ist die Socialdemokratie eine Arbeiterpartei?") empfohlenen Broschüre des Werftarbeiters Theodor Lorentzen **„Arbeiterpartei oder Revolutionspartei"** wird auch von den „Hamb. Nachrichten" auf das Dringendste Allen ans Herz gelegt, die etwa noch im Zweifel darüber sein sollten, was in jedem von der Socialdemokratie bedrohten Wahlkreise die erste Pflicht jedes Gegners eines gewaltsamen Umsturzes ist. „Lorentzen", so führt das „Bismarck-Blatt" aus, „ist noch heute Arbeiter auf der kaiserlichen Werft und kennt die materiellen und geistigen Verhältnisse der Arbeiterschaft aus eigener langjähriger Erfahrung. Er hat die von den socialistischen Führern angepriesenen Heilmittel gegen die „Ausbeutung" der Arbeiter auf ihre Wirksamkeit hin untersucht, die Ziele, welche die Umsturzpartei verfolgt, ins Auge gefaßt und endlich auch die Lehren und Reden der Führer mit deren Thaten verglichen. Das Ergebniß ist für die Socialdemokratie und ihre Führerschaft vernichtend. Natürlich hat dieser „abtrünnige" Arbeiter den ganzen Zorn der „Genossen" auf sich geladen; die socialistische Presse verdächtigt und verleumdet ihn, seine Kameraden haben sich nicht gescheut, ihn und seine Frau auf der Straße zu verfolgen, zu beschimpfen und zu bedrohen, zum warnenden Exempel, wie es im socialistischen Zukunftsstaate mit der Gedankenfreiheit aussehen wird." Besonders heben die „Hamb. Nachr." hervor, was Lorentzen über die socialdemokratischen Gewerkschaften sagt:

„Anstatt den eigentlichen Gedanken gegenseitiger Unterstützung und Hilfe bei Krankheit, Arbeitslosigkeit, Unglücksfällen zu vermirklichen, werden die socialistischen Gewerkschaften nur als Organisationen der Unzufriedenheit ausgebildet. Versuche, die Unterstützungseinrichtungen in den Vordergrund zu stellen, werden als „Cassenimpelei" im Keime unterdrückt; so kommt es, daß die Gewerkschaften etwa eine halbe Million jährlich für Verwaltungszwecke, also für die führenden Geschäftssocialisten, ausgeben; das Uebrige geht zum größten Theil für politische Agitation, für vielfach aussichtslose Lohnkämpfe drauf. Nur zu einem sehr geringen Theile

Feuilleton.

Sanitätsraths Türkin.

13] Eine Kleinstadt-Geschichte von Klaus Rittland.

Nachdruck verboten.

An Angst dachte sie nicht. Sonderbar, daß gerade in einem Moment, wo das Leben ihr das Beste gewährte, was es zu bieten vermag, wo sie am tiefsten und vollsten seinen Werth empfand, daß gerade jetzt der Tod keine Schrecken für sie besaß, daß gerade jetzt der Gedanke, hinübergerufen zu werden in eine andere Welt — oder sich aufzulösen in das All — wieder unterzutauchen in das große Meer, aus dem das flüchtige Schaumperlchen ihres Ichs für eine kurze Spanne Zeit aufgestiegen war, daß eine solche Vernichtung ihrer Persönlichkeit ihr kein Grauen, kein Widerstreben einflößte! Räthsel der Menschenseele! — — Jetzt ertönte aber eine andere dumpf grollende Stimme zwischen die Donnerschläge hindurch: „Fräulein, Frau—la—in! flink in die Zelle! Was soll denn das heißen? Bei so'n Wetter badet doch kein vernünftiger Mensch nich mehr!" Es war die Badefrau, die also die ihrer Obhut anvertraute wagehalsige Schwimmerin zurück beorderte. Lachend stieg Indschi in ihre Cabine herauf, warf das krebsrothe Schwimmcostüm ab und kleidete sich an. Bis auf die Haut durchnäßt, unter Sturm und Blitzen, kam sie zu Hause an. Das Gewitter hatte ihr nur Freude gemacht. Aber ein anderes Gewitter zog sich bereits drohend über ihrem Haupte zusammen; ein häßliches, unheilbringendes, so ein Unwetter, welches statt lauteren Wolkenwassers Schmutz und Galle auf das Haupt des Wehrlosen regnet! Vorläufig merkte Indschi noch nichts davon. Den nächsten Tag aber blieb sie zu Hause, schrieb an ihren Fritz, ordnete alle Papiere und träumte in ihrer Einsamkeit liebliche Zukunftsträume. Am folgenden Tage aber, als sie einen Weg durch die Stadt machte, fiel es ihr auf, daß der Senator Jürgens und ein anderer Herr, die ihr begegneten, beim Grüßen so sonderbar politische Gesichter machten, eigentlich unverschämte Gesichter! Und dann, daß Frau und Fräulein Kreßmann, die in der „Langen Gasse" auf dem jenseitigen Fußsteige an ihr vorübergingen, ihren Gruß vermieden, indem sie consequent wegschauten. Das frappirte Indschi einen Augenblick freilich nur; dann dachte sie nicht weiter darüber nach! Als sich aber im Laufe der nächsten Tage derartige Vorkommnisse mehrten, da wußte sie doch nicht mehr recht, was sie daraus machen sollte. Was konnten die Leute nur gegen sie haben? Auch Dräfels hatten neulich mit einer anderen Dame so seltsame Blicke gewechselt, als Indschi sie in einem Laden getroffen. Sie wollte zu Dräfels gehen, ganz einfach fragen: Was habt Ihr? Aber Dräfels ließen sich verleugnen. Da besuchte sie Hedwig Borstenitz. Auch die war ganz anders wie sonst. Aber die mußte ihr reinen Wein einschänken. Zuerst that sie auf Indschi's Fragen ganz harmlos, aber endlich brachte sie mit einem verlegen sein sollenden Lächeln hervor: „Ja, liebes Fräulein Körting, das ist, es ist wirklich eine sehr dumme Geschichte, man hat Sie nämlich beobachtet."

„Mich? Wann? Wo? Weshalb?"

„Mit Romin, am Donnerstag — ach, aber nun fragen Sie mich, bitte, nicht weiter. Ja, wenn Sie's durchaus wissen wollen, hinter Steffen's Garten hat man Sie gesehen!"

„Mit Romin? Ja, aber da bin ich ja gar nicht mit Romin gewesen."

„Ach, wirklich nicht?" Ein lauernder Blick traf die immer noch ganz unbefangen dreinschauende Indschi. „Nun, dann war es eben ein Irrthum. Ich sagt' es ja gleich. Sprechen wir nicht mehr davon!"

Kopfschüttelnd entfernte sich Indschi. Was sollte das nur heißen? „Hinter Steffens Garten!" Das hatte einen bösen Klang für Klützower Ohren. Jener einsame Weg, der sich an der hohen Mauer der Steffen'schen Gärtnerei, zehn Minuten entfernt von den Seeanlagen, hinzog und in einem kleinen Gehölz endete, war kein belebter Spaziergang für ehrsame Leute, aber ein historischer Ort! Dort passirten gewöhnlich die Dinge, welche im Städtchen peinliches Aufsehen erregten. Vor sieben Jahren hatte sich dort ein Senator aufgehängt, und vor zwei Jahren hatte dort ein betrogener Ehegatte seine Frau überrascht und deren Liebhaber todtgeschlagen, und verbotene Rendezvous kamen dort fortwährend vor. Ein böser Ort, wahrhaftig! Aber was hatten denn nur Indschi und Romin damit zu thun? Ach Gott, es war ja lächerlich, sich auch nur eine Minute den Kopf darüber zu zerbrechen! So ein dummes, rein aus der Luft gegriffenes Gerücht! Wie konnte das nur entstehen?

Ja, wie es entstanden war? Wie so etwas gewöhnlich entsteht. Wie wird der gute Ruf eines Menschen gemordet? Ganz behaglich, theils aus Bosheit, theils — und das noch viel mehr — aus Zeitvertreib! In großen Verhältnissen geht es langsam, allmählich, in kleinen manchmal riesenschnell, über Nacht.

Durch die Lumpenfrau war's zuerst gekommen. Die hatte bei Kreßmanns nach alten Kleidern gefragt, und da — so nebenbei —, während sie Frau Justizraths alten Sammetmantel prüfend gegen das Licht hielt, ob noch keine Motten drin wären, von einer komischen Geschichte erzählt, die ihr gestern passirt sei, als sie auf Landbundschaft ausgewesen. Da habe sie hinter Steffens Garten ein Liebespärchen überrascht, in zärtlichster Umarmung; erschrocken seien die Beiden auseinander gerollt und weggelaufen, jedes nach einer anderen Richtung, ein hübsches brünettes Mädchen und ein sehr großer Herr. „Brünett? Was hatte sie an?" fragte Mariechen interessirt. „Was Hellbraunes." Mariechen nickte. „Fräulein Körting hat ja ein hellbraunes Tuchkleid, Mama." „Fräulein Körting, es sähe freundliches Mätzen", meinte die Lumpenfrau. „Sei hebb mi im Winter, wie's so kalt war, 'mal so'n schönen warmen Kaffee un Kouken geven!" Die Lumpenfrau hatte ein dankbares Gemüth! „Ja, ja, so 'ne ähnliche Statur hebb' die Dame woll, wie Fräulein Körting; en beten füllig, aber sähe hübsch. — Un en schönen blonden Mann." „Sie irren sich wohl, er war gewiß braun", warf die Justizräthin ein, und zu ihrer Tochter gewandt: „Du bist doch auch überzeugt, daß es der Baron Romin —" „Natürlich, Mama." Schließlich ließ sich die Lumpenfrau willig überreden, daß der Herr braun gewesen war, und gab überhaupt Alles zu, was man hören wollte — sie bekam ja den schönen Sammetmantel für 2 Mark!

Und nun ging die Justizräthin zur Amtsrichterin. Und die Amtsrichterin söhnte sich eiligst mit ihrer Feindin, der Seniorin Jürgens, aus und besuchte dieselbe zu einem Plauderstündchen, „nur ganz in der Eile, — aber wissen Sie's schon?"

Bereits am selben Abend erzählten sich's die Herren am Stammtisch und am nächsten Morgen die Dienstmädchen beim Kaufmann, die Gesellen in der Werkstatt — bei „Tanting" versammelte sich ein ganz besonders riesengroßer Damencongreß — und nun stand es ganz fest, so fest wie die Thatsache, daß fünf mal fünf fünfundzwanzig ist: Indschi und Baron Romin hatten ein „Verhältniß", ein ganz scandalöses, schon seit Januar. Die Baronin war auch schon dahinter gekommen. Neulich hatte Indschi sie besuchen wollen, war in Ströbenhagen vorgefahren, ins Haus getreten, aber gleich darauf zurückgekehrt, „ganz aschfahl", und weitergefahren. Natürlich hatte die Baronin ihr die Thür gewiesen. Und Geschenke nahm „diese Türkin" auch von ihm an. Erst kürzlich hatte man sie zusammen zum Juwelier gehen sehen.

„Aber" — schrie hier Susi Borstenitz dazwischen, die sich mit in den Congreß eingedrängt hatte — „da hat er ja eine Cravattennadel für seine Frau ausgesucht, einen kleinen goldenen Steigbügel!"

„Schweig", wurde die Stimme der Unschuld verwiesen, „das war doch natürlich nur ein Vorwand!"

Und Jeder wußte seinen Pinselstrich beizutragen, damit das Doppelportrait der beiden Verbrecher nur immer noch ein bischen abschreckender würde. Alle kleinen, heimlichen Privatgrolle, von denen fast jede Anwesende irgend einen gegen die ahnungslose, gutmüthige Indschi im Vorrath hielt, fanden bei dieser günstigen Gelegenheit ein angenehmes Ventil. Es war ein großes moralisches Schlachtfest!

Nur ein Congreßmitglied saß stillschweigend dazwischen: die Gastwirthstochter vom „Ochsentopf"! Sie hätte es bezeugen können, sie und der schöne blonde Zahnarzt, mit dem sie seit dem Kaisergeburtstagsabend sehr vertraut war, daß nicht Romin und Fräulein Körting das auseinandergeschreckte Liebespaar gewesen, aber — ach Gott, es that ihr ja so schrecklich leid, sie war eigentlich ein gutherziges Ding, wenn auch etwas leichtsinnig, aber — die Wahrheit sagen konnte sie doch nicht — unmöglich!

Und „Sanitätsraths Türkin" wurde in die Acht erklärt! —

Ganz angenehm war Indschi das unbegreifliche Gebahren der Klützower freilich nicht, aber ihr Inneres wurde doch kaum dadurch berührt. Nächsten Dienstag wollte Fritz heimkommen und dann, dann würde das Leben wieder aufleuchten in rosigem Glanze! Dann war alles Unangenehme überwunden.

Eine Andere aber litt schwer unter dem Geflüster der bösen Zungen: Mutter Olfers! Natürlich hatte ihr Fritz vor der Abfahrt sein Herz ausgeschüttet. Er war ganz verklärt gewesen vor lauter Herzensseligkeit, der liebe Junge! Wie herzlich hatten sie und der Vater sich mit ihm gefreut! Und nun? Den Vater ließ die Klatschgeschichte ziemlich ruhig. „Lat sei man snaken. Dat is all dumm Tüg!" sagte er. Aber seine Frau nahm die Sache schwerer. „Ach, Vadding, wat wird nur uns' oll leiwe Jung' segen?" Sie mochte ja nichts Schlimmes von dem jungen Mädchen glauben, aber, gewundert hatte sie sich selbst schon manchmal, daß man Indschi so häufig in Begleitung des Ströbenhagners sah; warum brachte der denn nicht lieber seine Frau mit, wenn er in Klützow zu thun hatte, sondern lief immer mit einer fremden jungen Dame herum? Ach, wenn sie nur die „Rechte" für ihren Fritzing war!

Als am Dienstag der junge Baumeister heimkehrte, strahlend vor freudiger Erwartung, da traf ihn wie ein Schlag die beklommene Aeußerung der Mutter: „Es sei leider nicht Alles so, wie es sein sollte!" Er verlangte Näheres zu hören. Und sie erzählte so schonend wie möglich. Er gerieth in die furchtbarste Aufregung. Sinnlose Wuth ergriff ihn gegen diese Menschen, die sich nicht scheuten, sein Liebstes, Heiligstes mit Schmutz zu bewerfen. Am liebsten wäre er sofort aus dem Hause gestürzt, hätte sich irgend einen der schlimmsten männlichen Klatschbasen herausgesucht und denselben zu Boden geschlagen,

SLUB
Wir führen Wissen.